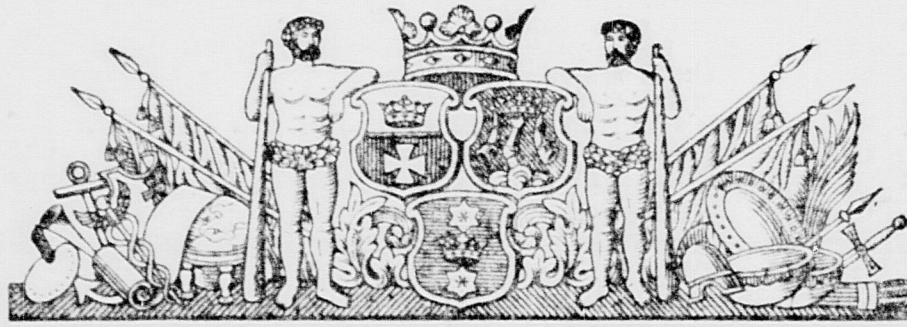


Königsberger Hartung'sche Zeitung.

Die Königsberger Hartung'sche Zeitung erscheint täglich in einer Abend- und einer Morgenausgabe, insoweit wöchentlich zwölf Mal. — Bezugspreis für Königsberg: Vierteljährlich 3 Mark, drei Haus 3,50 Mark, monatlich 1 Mark, drei Haus 1,20 Mark. — Bei der Post: Vierteljährlich 3,75 Mark, monatlich 1,25 Mark (ohne Postgeld). Fernsprechnummern: Redaktion 1011, Expedition und Verlag 36; Buchdruckerei 3307; Chefredaktion und Direktion 5.



Grundungsjahr der Hartung'schen Druckerei (weiland Heubner): 1640.

Anzeigen werden in der Expedition Münchenhofstraße 2, sowie in allen Annoncenbureaus hier und auswärts entgegengenommen und kosten für die einbaltige Zeitung oder deren Raum 20 Pfg., für Anzeigen außerhalb der Provinz Ostpreußen 30 Pfg. Arbeitsmarkt und Wohnungsanzeigen 15 Pfg. (Reklamen 75 Pfg.). Das Beleg-Exemplar kostet 10 Pfg. Fernsprechnummern: Redaktion 1011, Expedition und Verlag 36; Buchdruckerei 3307; Chefredaktion und Direktion 5.

Kaiser und Sozialdemokrat.

Es gibt Leute in Deutschland, die am liebsten denjenigen gerichtlich belangen möchten, der diese beiden Werte zusammenbindet: die einen wegen Majestätsbeleidigung, die andern wegen Verletzung heiliger Pflichten. Es kommt nur darauf an, auf welcher Seite diese Empfindlichen sitzen, ob rechts oder links. Die Hebermonarchisten sehen in dieser Zusammenstellung eine Verleumdung des übrigens gar nicht empfindlichen Kaisers, die Sozialdemokraten eine unverantwortliche Blasphemie ihres republikanischen Glaubens. Sozialdemokraten dürfen nicht in freundschaftliche Beziehungen mit einem Herrscher gebracht werden, am wenigsten mit dem deutschen Kaiser, dem Vornamen Antonia.

Wie nun aber, wenn sowohl der Kaiser als auch ein Sozialdemokrat sich in einem Sande drücken, und der Sozialdemokrat auf eine Frage des Kaisers antwortet: „Jawohl, Majestät.“ Wie nun, wenn auch die Kaiserin sich längere Zeit mit diesem Republikaner unterhält? So etwas geschieht nicht nur im Märchen, wo Könige, Prinzessinnen, Rittern und Gansmädchen einen Reigen schiffen, sondern auch in München. Der Kaiser wollte dort jungfräulich begrüßt und wie der Kaiser jetzt in München durch Gesang von Schulkindern erheitert. Die Berliner Genossen wußten, was sie sich und der Majestät schuldig waren; ihre Stadtwortreter blieben der Feier fern.

Aber München ist schon von Hebel in Capua genannt worden. Dort gibt es einen sozialdemokratischen Stellvertreter des Stadtratsordnenverwalters Witt mit Namen, der sogar Erpedient der „Münchener Post“, des sozialdemokratischen Zentralorgans Bayerns, ist. Der ging zur Begrüßung des Kaisers ins Rathaus, drückte sich dort nicht in eine Ecke, sondern blieb tapfer auf seinem Posten, an dem der Kaiser vorbeigehen mußte. Er richtete ihm sogar — nein, eine solche Durchbrechung der sozialdemokratischen und der anderen Hofgesellschaft mochte er nicht; er wartete, bis der Kaiser ihm die Hand gab und antwortete auf die Frage des Kaisers: „Wollen Sie hier Abtes Annes?“ nicht mit einem einfachen bürgerlichen oder sozialdemokratischen „Jawohl“, sondern fügte diesem Wort das fremdlaudliche „Majestät“ hinzu.

Er vergaß dem Kaiser nichts, aber der Sozialdemokratie sehr viel. Der „Vorwärts“ hatte eine Weile gemerkt in der Hoffnung, das Münchener Genossenblatt werde diese Mitteilung als eine schlechte Erfindung bezeichnen. Da dies ausbleibt, kündigte er an, daß die Haltung Witts die schärfste Mißbilligung in der Partei finden wird. Partei- und Tagelöhner hatten Witt davon abhalten müssen, einem Monarchen gegenüberzutreten, der der Sozialdemokratie mehr als einmal in der allerhöchsten Weise seine Achtung ausgesprochen hat. Der Ton des „Vorwärts“ ist auffallend milde. Er wagt jedenfalls, daß Genosse Witt in München-Capua ein Parteigänger nicht werden und ihm nach dem Volksworte zuzugewandt würde. Wie wird Witt, wenn es um ihn geht?

Die „Monarchisten“ sind der Ansicht, daß auch sie derartige Geschichten anheben. Der Großherzog von Baden ist wiederholt getadelt worden, daß er Sozialdemokraten bei sich empfing und bewirtete. Jedem Minister, der sich unterwirft, der Bedeutung der Sozialdemokratie gerecht zu werden oder gar mit ihren Stimmen im Parlament zu rechnen,

wird ein Becken um den Hals gelegt. Und nun stelle man sich vor: Der erste aller deutschen Herrscher, nach dem König von Preußen, drückt einem Sozialdemokraten öffentlich die Hand. Was da nicht — um in der Tonart der konservativen und agrarischen Blätter zu bleiben — Verwirrung in die Reihen der Bevölkerung gebracht werden? Kamf gegen die Sozialdemokratie! Sammlung der Bürgerlichen gegen die Republikaner! ruhen sie immer als Wahlparole aus. Um von der Rolle „Kampf gegen die Reaktionären“ abzulenken: „Die Monarchie ist bedroht! Wir müssen uns um den Kaiser scheren!“ Und nun gibt der Kaiser selber einem Sozialdemokraten bei feierlichem Anlaß die Hand und spricht mit ihm. Das muß doch die Bürger verwirren. Der Kaiser ist nicht mehr monarchisch gesinnt. Er verrät die Monarchie. Wir müssen die Monarchie gegen ihn schützen. — So weit allerdings sind die Herrschenden noch nicht. Die meisten konservativen Blätter schweigen zu dieser Affäre. Die „Kreuzzeitung“ hat nach länger nachdenklicher Pause den Kaiser gefunden: „Das Kaiserpaar dürfte schließlich davon Kenntnis gehabt haben, daß Witt zu den „Genossen“ gehört, sonst würde dieser sich kaum des Handbegrüßens und des längeren Gesprächs zu rühmen haben.“ Wenn aber der Kaiser es doch gewußt haben sollte, was dann? Schon in dieser Ausrede liegt eine Kritik des Kaisers, der, ebenso wie sein Kanzler und andere Minister, nicht weiß, wie sich ein monarchisch gesinnter deutscher Patriot zu verhalten hat. Diesen Mangel hat er ja schon in London gezeigt, als er sich auf dem Diner bei dem Kriegsminister Salda mit dem Sozialdemokraten Macdonald lange Zeit auf anaerolische Unterhielt. Oder sollte er auch damals nicht gewußt haben, daß dieser Herr ein Sozialdemokrat ist?

Wie schon häufig, findet man auch hier die beiden extremen Pole, Konservativen und Sozialdemokraten, auf derselben Seite. Beide fördern die Reaktion, beide sind überladen mit Vorurteilen, beide haben von Partei und Interessen wegen Scheuklappen vor den Augen und leben in jedem politisch anders Denkenden einen Mann, der niedergebunden werden muß, sei es auch mit Gewalt, mit Gewalt oder Terror. Und beide müssen die Erfahrung machen, daß das Leben viel stärker ist als sie, daß sie mit ihrer Starrheit je länger desto mehr Anhänger verlieren, daß ihre Gewalttätigkeit sich schließlich gegen sie selbst wendet. Als Prinzregententritt und schließlich, wenn haben sich fünf sozialdemokratische Abgeordnete an der Trauerfeier beteiligt und am Jage, der „unter dem ganzen Prunk und Pomp höflicher Zeremonien“ stattfand, teilgenommen. Ein sozialdemokratischer Bürgermeister des Webersbüchchens Lambrecht hatte sogar eine Erziehung des Stadtrats einberufen, um den Toten zu ehren. Der Tadel des „Vorwärts“ blieb nicht aus. Aber die „Münchener Post“ antwortete, daß die Sozialdemokratie in Bayern im politischen Gegner auch der Menschen adte; die unfeine Herabsetzung eines selbstverständlichen Verhaltens vertrat zum mindesten einen starken Mangel an Takt. Jetzt wieder wirt der „Vorwärts“ Herrn Witt Taktlosigkeit vor.

In Würtemberg empfing Anfang Januar d. J. bei der feierlichen Eröffnung des neu gewählten Landtags der Alterspräsident, Herr Taubert, den König an der Tür. Die beiden tauschten einen Hande druck. An dieser Eröffnung nahmen mit Ausnahme der drei neu gewählten Radikalen die sozialdemokratischen Abgeordneten teil. Am Tage darauf wurden die Radikalen durch Herrn Taubert als Alterspräsidenten vereidigt. Sie gelobten, das unzertrennliche Wohl des Kö-

nigs und des Vaterlandes zu wahren. Das Schönste aber ist, daß Herr Taubert, der den König empfing, und der den Eid seiner Kollegen abnahm, Sozialdemokrat ist. „Monarchisch württembergische Hofkammern“ wurden sie von den Radikalisten geschimpft. Das ist härter als der Ausdruck „Vernunftmonarchie“, mit dem man den Abg. Landsberg belegte, weil er beim Kaiserhoch im Reichstag im Saal geblieben war.

Nun überlegen die Sozialdemokraten seit ihrem letzten Parteitag in Jena, wie sie am besten gegen das Kürtenhoch in Parlamenten protestieren können. Das stehende Davoneilen hat nur eine Wirkung, die der Lächerlichkeit. Sie wollen nun durch Eigenblieben protestieren oder sonst irgend etwas ausdenken. Inzwischen aber arbeitet die Zeit daran, die sozialdemokratischen Offiziere fertig zu machen und hier und dort Güterhabe auszubrechen. Der neueste Münchener Fall hat das wieder gezeigt. Aber auch starke Stöße sind bereits angerollt. Als es sich darum handelte, ob Abg. Scheidemann als Vizepräsident des Reichstags den üblichen Besuch beim Kaiser mitmachen werde, weigerte er sich dessen, aber in der Begründung für eine Wählerverammlung in Solingen) erklärte er: Er persönlich würde auch zum Kaiser gehen, wenn dadurch irgendein Recht, ein Vorteil für die Partei zu erlangen wäre; „über derartige Zwirnsfäden stolpern wir nicht.“ Nun, für die Dogmatiker sind das keine Zwirnsfäden, sondern dicke Ketten, die sie sich selber als der Partei der Freiheit anlegen. Und nur die Reaktionäre haben ihre Freude daran. Sch-k.

Aberkennung des Reichstagsmandats.

In mehreren Fällen ist es schon vorgekommen, daß einem Reichstagsabgeordneten wegen des Fortfalls der Voraussetzungen für seine Wahlbarkeit das Mandat aberkannt worden ist. Es handelt sich hierbei nicht um den Verlust des Mandats wegen Beförderung oder um die Annullierungserklärung des Mandats wegen irgendwelcher bei der Wahl vorausgesetzten Unregelmäßigkeiten. Bei Reichstagswahlen sind von der Berechnung zum Wählen ausgeschlossen nach Paragraph 3 des Wahlgesetzes: 1. Personen, die unter Vormundschaft oder Kuratel stehen; 2. Personen, über deren Vermögen Konkurs oder Zahlungsunfähigkeit gerichtlich eröffnet worden ist, und zwar während der Dauer dieses Konkurs- oder Zahlungsverfahrens; 3. Personen, welche eine Armenunterstützung aus öffentlichen oder Gemeindefonds beziehen oder im letzten der Wahl vorhergegangenen Jahr bezogen haben; 4. Personen, denen infolge rechtskräftigen Erkenntnisses der Volksgenossenschaft der staatsbürgerlichen Rechte entzogen ist für die Zeit der Entziehung, sofern sie nicht in diese Rechte wieder eingeleitet sind; 5. Personen, die durch diese Bestimmungen von der Berechnung zum Wählen ausgeschlossen sind, können auch nicht zum Reichstagsabgeordneten gewählt werden. Folgerichtig müssen deshalb Abgeordnete, bei denen im Laufe der Wahlperiode eine dieser Voraussetzungen für ihre Wahlbarkeit fortfällt, ihres Reichstagsmandats verlustig gehen. Deshalb hat denn auch, wenn auch nach längerem Zögern, der freitragende Abg. Jacobien für Schleswig-Oldenburg sein Reichstagsmandat im Oktober 1902 niedergelegt, nachdem er in Konkurs geraten war. Doch ist andererseits, weil die gezielten Voraussetzungen nicht als vorliegend erachtet wurden, eine Erhaltung nicht vorgenommen worden, nachdem in der Legislaturperiode 1898-1903 der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Agster für Birming-Durlach wegen Geisteskrankheit in eine Heilanstalt überführt worden war.

Man wandelt. Aus dem Lebenden-Bilder-Ball brachten die langen Pausen die Tanzlustigen zur Verzweiflung. Um nun Tänzerinnen sowohl wie Zuschauerin gerecht zu werden, arrangiert man eine große Zwischenpause, in der alle Kostüme in ihrer ganzen Pracht zu einer Art Panomime zusammengestellt werden. So heißt z. B. die Zwischenpause auf dem Tausend-und-Ein-Nacht-Ball: die Traumperle. Man sieht den Kaiser mit seinem glänzenden Hof, der von einer Perle träumt. Seine Berater rufen alle Zustände der Erde an, vor ihm zu erscheinen. Hier kommen nun Saphire, Smaragden, Topase, Rubinen und Diamanten, alle dargestellt von den entzückendsten Schauspielerinnen der englischen Bühne, bis zuletzt zwei Seemannsleute eine Nierenmilch herbeibringen, aus der die Perle springt. Unter dem Seewelt sieht man auch zwei Fischer, die eine reizende Wasserjungfer in einem Netz gefangen haben.

hr. „Wie schmeckt es Ihnen bei uns?“ Der Tod des bekannten Theaterverlegers Entsch erinnert an ein treffendes Scherzwort: Max Dreyer's. Als Entsch noch in Berlin lebte, führte er in der Reichshauptstadt ein großes Haus. Die Amoren waren ihm aber nicht immer freundlich gesinnt, denn Entsch enthielt ihnen oft lange ihre Tammen vor, und es stellte sich ja auch später heraus, daß er seinen großen Aufwand wesentlich auf Kosten seiner Autoren getrieben hatte. Schon als die Situation noch weniger kritisch war, wurde sie durch jenes Scherzwort Dreyer's richtig beleuchtet. Als Dreyer nämlich wieder einmal, mit Sudermann, Blumenfeld und vielen anderen bei Entsch eingeladen war und er den Romy des Hauses Entsch sah, während er wie andere wieder von Entsch keine Tamielen herausbekommen konnte, fragte er den Gastgeber: „Na, lieber Entsch, wie schmeckt's Ihnen bei uns?“ — Die Erfahrungen, die die Autoren bei Entsch machten, bezogen sie dann bald darauf, ihre eigenen Verleger zu werden, indem sie die Vertriebsstelle Deutscher Bühnenkritiker arundeten.

Wiener Feuilleton. Nach einer dem „N. N.“ zugehenden Mitteilung hat die Fenur bei dem vom Antimen Theater für den ersten Weihnachtstagsabend vorbereiteten Wiltardwank „Marx und Dreyer“ eine Reihe von Änderungen verlangt. Es dürfen die Namen „Wien“ und „Lundenburg“ nicht vorkommen. Die Soldaten müssen — deutsche Uniformen tragen, und der Schuplay der Handlung muß in das Ausland verlegt werden. Auch der Titel mißfiel der Behörde und wurde in „Aber — Der Hauptmann“ umgeändert.

Humoristisches aus dem „Neuen Weg“. In der letzten Nummer der „Genossenschaftszeitung“ lesen wir: Dem Grafen v. Hochberg wurde gelegentlich einer Direktorenversammlung der verstorbene Direktor Temmel von Frankfurt a. D. vorstellt. „Herr Temmel, Direktor von Frankfurt“, darauf in lebenswärtiger Weise Graf v. Hochberg: „Trenne mich sehr, habe schon so viel Gutes über Ihr Institut gehört.“ Temmel stuchte bei dem Worte „Institut“ und erwiderte lächelnd: „Erzählen, a. D.“ — Der Direktor einer größeren Provinzbühne veranlaßte die Regisseure um sich, um über die Wahl der Eröffnungsvorstellung mit ihnen zu sprechen. „Wir beginnen mit einem Klaffler.“ Nachdem man ratend alle Klaffler genannt, sagte er triumphierend: „Mein Klaffler“, darauf den Terevortler: „Aber, Herr Direktor, das ist doch kein Klaffler.“ — „Wie denn, es ist doch ein Klaffler.“

Die Achtung vor dem eigenen Selbst ist nächst der Religion der stärkste Damm gegen alle Laster. (Bacon.)

Richard Strauß-Abende.

Berlin, im Dezember.

Zwei hintereinander veranstaltete Richard Strauß-Abende stellten das Schaffen der letzten drei dieses Meisters im Bereiche zu einigen früheren und frühesten Werken zu einer nicht uninteressanten Diskussion. Dazu kam, daß inwieweit in einem Erbeherfenzert der letzten Woche ebenfalls Strauß'sche unphorische Tichmann den Schwerpunkt bildeten, wobei ein gewisser Nebenblick nicht gefunden werden konnte. Es handelt sich bei jenen beiden Vorträgen um den vierten Klaffler-Abend des Philharmonischen Erhebers, der das „Festliche Präludium“ für großes Orchester und Orgel, op. 61, endlich auch in Berlin brachte und um ein Choronzert des perfekten Opernhörs unter Hübner, in welchem die „Deutsche Meeres“ nach Worten von Kändler für sechzehnstimmigen gemischten Chor a cappella und vier Solostimmen, op. 62, dem Königl. Opernhörs und seinem Dirigenten gewidmet, zur Uraufführung gelangte. Daneben eine bunte Auswahl älterer Kompositionen. Seit 1903 die Sinfonia domestica erschien, hat Strauß als reiner Instrumentalkomponist nicht von sich hören lassen. In den letzten zehn Jahren erschienen neben kleineren Sachen (harunter Armeemärsche) die buntschillernde „Salome“, die herbe „Elektra“, der wundervolle, zweipolige „Kometenball“ und die mehr oder minder wirkratene, schiere „Ariadne“. Schon das verleihe Drama für Klavier zeigte Strauß auf dem Wege der (übernütten) Vereinfachung, die Ariadne noch mehr; das festliche Präludium scheint beinahe ein Endpunkt dieser Entwicklungsreihe zu sein, den Gehalt eines Ganzen ruhiger, einfacher zu gestalten und trotz Verwendung aller nur denkbaren Ausdrucksmittel in größter harmonischer Konzentriertheit ganz klar zu geben. Das Präludium kann aber auch nur ein Außenreiter sein; dies nebenbei. Jenes Ziel hat jedoch ein Höhepunkt: es kann zu leicht zwischen verwickelten und gesteigerten Ausdrucksmitteln und einfach ausgedrückten Gedanken ein solches Minderhältnis entstehen, daß daran ein Werk scheitert. Und darum scheint mir das Präludium vertragen und wertvoll. Die voll ausgeprägten Ausdrucksmittel: es erdrücken den einfachen Gehalt und Gebankengang. Oder, umfölicher ausgedrückt, es ist Strauß halt mir der Form Maßquates entgegenfallen. Der Anfang mit der Orgel bleibt ein bloßer Klang, und die Themen des lebhaften Hauptzuges sind von so unbeständiger Erfindung — Bröms und Weber (Ernanthe, o Seligkeit, ich sah es kaum) sind zu einem Strauß gebunden — daß das Börsen von-

lich wird und man erstaunt noch dem Balken rechts schaut, wo der Komponist sitzt und sehr zufrieden zuhört. Am Schluss dann wieder viel Toterläute, damit das „festlich“ begründet ist. Wie anders würde daneben die etwas so sonde Domestica. Wie trotz sie von Einfällen und mühseligen Werken, von gewolltem Realismus, von wichtiger Reimung. Interessant zwischen diesen beiden Werken das Violonzert op. 8, mit adreßjahreren geistreichen und feinerzeit sogar von Hanslick anerkannt. Es steht dem Präludium viel näher als die Domestica. Will Strauß mit den Ausdrucksmitteln des gereisten Mannes wieder zu der Gedankwelt des jungen stud. phil. zurückkehren? Er wird nächstes Jahr fünfzig! — Fast noch unangenehmer ist es, von der „Deutschen Meeres“ zu sprechen. Man würde bestia, die Beifallsstreichenden taten Strauß seinen Gefallen. Warum soll man nicht die Wahrheit sagen? Man soll es, Also, entweder er ist vorübergehend müde, wie es Hauptmann war, oder er ist im Niedergange. Man soll die Wahrheit sagen; man halte dieses neue Werk neben die ebenfalls an diesem Abend geungene sechzehnstimmige Symme aus op. 33. Wie klar, knapp, eingänglich ist sie. Die Meeres aber wie rebellisch, langweilig, ein Tonangehörige. Welche wird durch den Einfluß der Zeit das Werk später einmal mehr zu entwirren sein; es wird sich aber niemals das dazuwenden, was fehlt, der Klang, das ans Herz Gehende. Es wird stumpf, unförmig, einförmig, einmäßig bleiben. Und dabei eine Kompliziertheit der Satztechnik, die noch nicht da war. Das Augenmerk auf die Worte: „D zeig mir, mich zu erquiden, im Traum das Werk vollendet, das ich aneefangen.“ It unerhört schwer, seine Durchführung unerhört verwickelt, das Ganze unerhört langweilig — und das war Strauß noch nie. Er streift fast das Gebiet ungewollter komischer Wirkung. Ich hatte die Empfindung, als ich ihn so zuhörsen sah, daß auch ihm selbst manches nicht mehr gut schien. Aber vielleicht ist das einfach Selbsttäuschung. Oscar Guttman.

Kleines Feuilleton.

Die Maskenballnacht in London. Ganz London ist vom Maskenballfieber heimgesucht, und ein Galaball löst den anderen ab. Im Covent-Garden-Theater gibt man, kaum daß der große Lebende-Bilder-Ball vorbei ist, einen Tausend-und-eine-Nacht-Ball. Da er von vielen Bühnenfunktieren mitgemacht wird, werden die Kostüme mehr Originalität und Echtheit zeigen als je. Die Schwierigkeit bei diesen Bällen besteht bisher immer darin, daß sie gar nicht mehr Bälle waren, weil kein Mensch recht zum Tanzen kommen konnte. Die Kostüme waren ebenso originell, daß ihre Träger, wie z. B. jener Herr, der den Tower von London vorstellte, nicht tanzen konnten, wenn sie es auch noch so gern getan hätten. Man gewöhnte sich also mehr und mehr daran, die Ballteilnehmer als Schau spiel zu genießen. Nun ist mit der neuerwachten Lust am Tanzen, die mit dem Volten, Doublet und Tango gekommen ist, allgemeine Widerbruch laut geworden gegen die alte Manier, den Ball in ein Schauspiel zu ver-

Das Strafgesetzbuch sieht in bestimmten Fällen als Nebenstrafe den Verlust der aus öffentlichen Ämtern hervorgegangenen Rechte durch Gerichtsbescheid vor. So ist Nebel auf Grund rechtskräftiger Erkenntnis vom 6. Juli 1872, als er wegen Verleumdung des Kaisers zu neun Monaten Gefängnis verurteilt wurde, auch das Reichstagsmandat für Glaucha-Meerane durch Gerichtsbescheid aberkannt worden. Er wurde aber bei der Erziehung im Januar 1873 wiedergewählt. Ebenso erfolgte am 6. März 1883 das Reichstagsmandat des fortwährenden Abgeordneten Richter-Mühlradlich für Luben-Bunzlau durch gerichtliches Erkenntnis, als er infolge Denunziation wegen einer mehrere Jahre zurückliegenden von ihm bestrittenen Meinerung wegen Majestätsbeleidigung verurteilt wurde. In der Erziehung wurde dann der fortwährenden Abgeordnete Oberlandesgerichtsrat Schmieder gewählt. Einer Aberkennung des Reichstagsmandats durch Gerichtsbescheid sind durch Niederlegung des Mandats zwei Vertreter des Reichstagswahlkreises Schwabach-Schmalldorf zuzurechnen, als sie unter der Auflage des Meinens vor Gericht standen. Es waren dies im Dezember 1884 der amtierende Schriftsteller Leuß, und im Januar 1904 der treue Abgeordnete Leonhard Seebach.

Die Abgabe des polnischen Reichstagsabgeordneten Grafen Mielski wird gleichfalls eine Erziehung erforderlich machen. Wahrscheinlich wird Graf Mielski sein Mandat von selbst niederlegen. Aber auch wenn er nicht wegen Mordes zu Zuchthaus, sondern wegen Verleumdung zu einer Gefängnisstrafe verurteilt würde, dürfte das Gericht ausdrücklich den Verlust des Reichstagsmandats aussprechen. Bisher ist es zwar mehrfach vorgekommen, daß Abgeordnete innerhalb der Session wegen politischer Vergehen verhaftet worden sind, so die Sozialdemokraten Rende 1869, Nebel 1871, Dies 1881, Bollmar und Rohme 1883. Bisher aber ist ein Reichstagsabgeordneter noch niemals während der Dauer der Session wegen eines nichtpolitischen Verbrechens in Haft genommen worden. Die Verhaftung des Reichstagsabgeordneten Graf Mielski, selbst wenn er sich nicht freiwillig gestellt hat, redigiert sich nach Artikel 31 der Verfassung, welcher lautet: „Eine Verhaftung des Reichstags kann kein Mitglied desselben während der Sitzungsperiode wegen einer mit Strafe bedrohten Handlung zur Unternehmung gelangen oder verhaftet werden, außer wenn es bei Ausübung der Tat oder im Laufe des nächstfolgenden Tages ergreifen wird.“ Diese Voraussetzungen treffen für den Grafen Mielski zu.

Deutsches Reich.

Gegen den Staatsrechts-Professor Dr. jur. v. Jagow wendet sich, wie schon gestern kurz erwähnt, u. a. auch der bekannte Staatsrechtslehrer an der Berliner Universität, Prof. Anshing, der zunächst ebenfalls betont, daß das von Herrn v. Jagow angelegene politische Gelehrte vom 19. Februar 1884 für Elsaß-Lothringen keine Geltung habe, und dann weiter ausführt:

Aber abgesehen davon, handelt es sich bei der Dettweiler Tat des Leinhardt v. Norlinger) doch einzig und allein darum, ob die der Staatshoheit gezogenen Grenzen überschritten worden sind oder nicht. Es war Sache des Richters, zu prüfen, ob sich der Täter in diesen Grenzen gehalten hat oder nicht. Damit ist doch der Gedanke der Staatshoheit selbst in keiner Weise angegriffen. Es besteht doch auch nicht der geringste Zweifel darüber, daß der Oberst des 99. Regiments die Grenzen der Staatshoheit überschritten hat, als er die Bürger von Zabern in den Badernecker Keller sperrte. Wenn der Soldat im Kriege Meines ist und der Schlichter seines Amtes walten, so tun sie das Schwerte, was Menschen tun können. Und dennoch halten sie sich streng innerhalb der Grenzen der Staatshoheit.

Das entscheidende Moment bleibt eben nicht das Prinzip der Staatshoheit, sondern die in das Ermessen des Richters gelegte Prüfung und Entscheidung darüber, inwieweit eine Handlung mit den Grenzen, die, in einem Rechtsstaat natürlich, auch diesem Prinzip gezogen sind, nicht mehr in Einklang zu bringen ist.

Deutscher Handwerkerbund und Bund der Landwirte. Abg. Barisch hat in seinem in der „Dart. Bl.“ veröffentlichten „Offenen Brief an den Bund der Handwerker“ überzeugend dargelegt, wie eng die Verbindung des Handwerkerbundes mit den Konservativen und dem Bund der Landwirte ist. Für dieses enge politische Verwandtschaftsverhältnis führt auch die „Reichliche Zeitung“ ein Beispiel an, und zwar in der folgenden Mitteilung:

Bei der Reichstagswahl in Salzwedel-Gardelegen hatte der nationalliberale Kandidat der Zentrum des Deutschen Bauernbundes, Dr. Böhm, die Forderungen des Handwerkerbundes anerkannt. Der Vorsitzende des Handwerkerbundes, Voigt, hatte ihm, noch ehe er seine Unterstützung gab, ausdrücklich erklärt, daß der Handwerkerbund keinesfalls unter allen Umständen für den konservativen Kandidaten eintreten werde, sondern nur für den oder die Kandidaten, die seinem Programm zustimmen. So habe beispielsweise in dem politischen Wahlkreis Greifenberg-Gamin der Handwerkerbund auf Seiten des nationalliberalen Kandidaten gegen den Führer der konservativen Partei, Herrn v. Normann, Voigt nicht auch noch hinzu, der Handwerkerbund werde nun Dr. Böhm unterstützen, so daß dieser daraus entnehmen würde, sein Gegenkandidat, Erzengel v. Kröcher, hätte die Forderungen des Handwerkerbundes nicht anerkannt. Aber was geschah später? Nachdem die Handwerkerbündler bis zur Hauptwahl überhaupt nichts getan hatten, erließen nach der Hauptwahl Herr Voigt selbst im Wahlkreis, betrie-

heimlich nach Debitelbe eine Verleumdung und erzählte den dort anwesenden Handwerksmeistern, Dr. Böhm hätte anderen Kandidaten des Deutschen Bauernbundes geschrieben, sie sollten das handwerkerbündlerische Programm nur unterstützen, wenn sie die Stimmen der Handwerker brauchten. Deshalb müsse er, Voigt, die Handwerker auffordern, jetzt bei der Stichwahl gegen Dr. Böhm Stellung zu nehmen. Dr. Böhm beschiede sofort die Angaben Voigts als infame Verleumdungen. Der bauernbündlerische Kandidat, Moriz-Reidenburg, an den Dr. Böhm nach Voigts Behauptung jene briefliche Anweisung betreffs des Voigtischen Bundes gegeben haben sollte, bezeugte, daß er nie einen solchen Brief bekommen habe. Schließlich stellte es sich auch noch heraus, daß in Greifenberg-Gamin der Bund der Handwerker gar nicht den Nationalliberalen, sondern den Konservativen unterstützte! Voigt hat übrigens den Vorwurf der Unwahrheit und Verleumdung ruhig auf sich sitzen lassen. Er hat später bei der Erziehung in Salzwedel-Gardelegen, bei der diese Dinge wiederum zur Sprache kamen, ein giftiges Agitationsblatt gegen Dr. Böhm verbreitet. Aber die gerichtliche Feststellung, die allein die Wahrheit ergeben könnte, vermeidet Voigt mit der größten Beharrlichkeit.

Neue Bestimmungen für die russischen Wanderarbeiter. Der Gegenstand, der das russische Auswandererwesen regelt und wegen dessen eigens ein russischer Regierungskommissar Erhebungen in den Grenzgebieten anstellte, ist nach einer Mitteilung der „Deutschen Orientkorrespondenz“ jetzt der russischen Duma zugegangen. Zunächst wird darin bestimmt, daß der Transport von Arbeitern auf dem Seewege nur solchen Reedereien gestattet ist, die dazu eine besondere Erlaubnis haben. Alle Arbeiter, die durch Erteilung eines Passes Erlaubnis erhalten haben, in Deutschland oder Dänemark Saisonarbeit zu suchen, müssen sich an die russischen Vermittlungsbüro ver wenden. Im Handelsministerium wird eine besondere Abteilung für Sachverständige eingerichtet. Im Auslande sollen zur Unterstützung der russischen Konsulate besondere Auswanderungskommissare angestellt werden. — Das Geleitz bezieht sich auf eine Einschränkung der russischen Saisonarbeit in Deutschland die Wege zu ebnen, wie man sie in russischen Agrarkreisen wünscht. Es hat für die deutsche Landwirtschaft also erhebliche Bedeutung.

Neue Arbeitsordnung für die Arbeiter der Großindustrie. Wie schon erwähnt, fand vor einigen Tagen im Reichsamt des Innern eine Beratung darüber statt, ob und in welcher Weise nach den inzwischen gemachten Erfahrungen die Vorschriften der Bekanntmachung vom 19. Dezember 1908 über die Pausen und die Ruhezeiten der Arbeiter der Großindustrie zu ändern sind. An der Beratung nahmen außer den Vertretern der Preussischen, Bayerischen und Elsaß-Lothringischen Regierung zehn Vertreter der Arbeiter und Arbeitervertreter teil. Besonders eingehend wurden besprochen: die Befreiung der jetzt noch zugelassenen Ausnahmen von der vorgeschriebenen Mindestdauer der Pausen, die Erhebung der Mindestzeit von acht auf zehn Stunden, die Festsetzung einer Höchstgrenze für die Überarbeit, die Befreiung der vierundzwanzigjährigen Weibschicht. Auf Grund der Beratung wird mit möglicher Beschleunigung ein neuer Entwurf ausgearbeitet und dem Bundesrat vorgelegt werden.

Die staatliche Zulassung der Zahnärzte. Der Ministerialerlass, der die staatliche Zulassung der Zahnärzte bringt und in der Hauptsache den Inhalt des Straf der Studierenden der Zahnheilkunde gegeben hat, ist eben veröffentlicht und enthält, wie mitgeteilt wird, Ausführungsbestimmungen zum § 123 der Reichsverordnungsordnung. Es geht aus ihnen hervor, daß von den Zahnärztern keinerlei Befähigungsnachweis verlangt wird, während sie sich als staatlich zugelassen bezeichnen dürfen, was eben von den Zahnärzten, die schon vorher Kunde von dieser Abicht hatten, als unerbittliche Konkurrenz empfunden wird. Die Bestimmungen sehen im einzelnen vor, daß als Zahnärzte im Sinne der RVO. anzusehen ist, wer das 25. Lebensjahr vollendet hat und unbescholten ist, eine dreijährige Lehrzeit bei einem Zahnarzt oder einem zuverlässigen Zahnarzt durchgemacht hat, nach der Lehrzeit vier Jahre als behandelnder Zahnarzt im Hauptberufe tätig gewesen ist und das Gewerbe des Zahnärztes im Hauptberufe ausübt, sofern nicht Tatsachen vorliegen, die seine Unzuverlässigkeit in Bezug auf das Zahnärztgewerbe darthun. In dem Zeitraum von fünf Jahren nach dem Inkrafttreten der Reichsverordnungsordnung bedarf es des Nachweises der ordnungsmäßigen Lehrzeit nicht für Zahnärzte, die dieses Gewerbe mindestens während der letzten fünf Jahre selbstständig im Hauptberufe ausgeübt haben. Ohne Zulassung des Verordneters können Zahnärzte für Rechnung einer Krankenkasse selbständige Hilfe leisten, wenn nach der Entscheidung des Oberverwaltungsamtes die Voraussetzungen des § 370 RVO. bezüglich der Zahnärzte vorliegen, oder wenn die zahnärztliche Versorgung der Massenmitglieder durch den Mangel an Zahnärzten so erschwert ist, daß die Beschränkung auf die Zahnärzte den berechtigten Anforderungen der Erkrankten nach der Entscheidung des Verordnungsamtes nicht entsprechen würde.

Zur Kirchenaustrittsbewegung. Das Komitee „Konfessionslos“ versendet einen Aufruf, in dem vorgeschlagen wird, anlässlich der Eröffnung des preussischen Landtages und des auf den 11. Januar 1914 angelegten allgemeinen Kirchenkonvents Sonntag den 11. Januar 1914 oder in den unmittelbar darauf folgenden Tagen öffentliche Volksversammlungen zu veranstalten mit der gleichlautenden Tagesordnung: „Das Volk steht auf!“ Der „Austand“ soll in Austrittserklärungen aus der Kirche bestehen. Unterzeichnet ist der

Aufruf u. a. von Dr. Artur Drems, Karlsruhe, Hellmuth v. Gerlach, Berlin, Dr. Ernst Häckel, Jena, Adolf Hoffmann, M. H. A. Berlin, Berlin, v. Hügel, München, Dr. Wilh. Stivald, Großrotten, Dr. Arthur Schücking, Dortmund, Kurt v. Tepper-Laski, Berlin, Dr. Bruno Wille, Friedrichshagen, u. a.

Ausland. Rußland.

Der Zerfall der Duma. Aus Petersburg wird uns vom 20. Dezember geschrieben: Die große Dumafraktion, die die Schöpfung Stolypins, ist jetzt völlig zerfallen. Seit dem letzten Sonnabend gibt es in der Duma eine geschlossene Dumafraktion nicht mehr. Die wirklichen Konstitutionalisten in der Partei haben sich nach langen Schwanken von ihren Kollegen getrennt und wollen nunmehr eigene Wege gehen, die dem Fortschritt dienen sollen. Zuerst waren es 22 links Dumafraktion, die den letzten Entschluß fassen, aus der dumafraktion Dumafraktion auszutreten, darunter Männer wie Chomjakow, Bodnew, Schidlowski, Sweginsin, Potchirin u. a. Ihr Beispiel wirkte jedoch antedend. Denn unmittelbar nach dieser Dumafraktion traten dreißig Mitglieder der Duma, die das Zentrum der Dumafraktion bilden, aus dieser aus, darunter der Dumapräsident Rodsjanko, der Vorsitzende der Budgetkommission Alzejew, so daß die Dumafraktion nunmehr weder ihren Vorsitzenden noch seinen Stellvertreter noch den Schriftführer besitzt. Nur der verwaiste Schachmeister repräsentiert den ehemaligen Dumafraktion. Fragt man nun, welchen Zweck dieses Beisatzes von sich selbst haben soll, so gilt im allgemeinen die Antwort, daß die Dumafraktion sich von ihren rechtsstehenden Mitglidern befreien wollen, da sie sonst infolge dieses Einflusses völlig in das Fahrwasser der Nationalisten hineingeraten. Anstatt also die anderen auszuschließen, schließen sie sich selbst aus und tun somit den ehemaligen Kollegen kein Wehe an. Aus der Dumafraktion werden in Zukunft drei Fraktionen entstehen, die naturgemäß in der Duma eine dominierende Rolle nicht mehr spielen können. Nebenfalls werden die nächsten Tage Klarheit darüber erbringen, ob die Regierung über eine Reichsmajorität in der Duma verfügt. Es kommt eben darauf an, ob die Gruppe der rechtsstehenden Dumafraktion stark genug sein wird, um zusammen mit den Nationalisten und Extremisten eine festgefügte Majorität zu bilden.

China.

Neue deutsche Bahnbauten. Nach der bereits dröhtlich kurz wiedergegebenen Meldung der „Frankf. Ztg.“ ist zwischen dem deutschen Gesandten in Peking v. Harthausen und dem chinesischen Minister des Auswärtigen Sunpaotchi ein Abkommen unterzeichnet worden, das neue deutsche Bahnbauten in Nordchina vorsieht. Es handelt sich nach dem genannten Art. 1, um eine Bahn von Tsuani an der bisherigen Schantungbahn nach Tschiaufu und darüber hinaus über den Schantung der Tientsin-Pufau-Bahn mit dem alten Kaiserkanal in Pantihsuang. 2. soll eine Verbindung zwischen der Tientsin-Pufau- und der Peking-Dontau-Bahn hergestellt werden, und zwar von Tjiaufu ungefähr nach Schuntseu, wobei die nähere Trassierung gleichfalls den Spezialverhandlungen überlassen bleibt wird. Beide Bahnen werden als chinesische Staatsbahnen vom chinesischen Verkehrsministerium gebaut, das zum Bau der Bahn sich deutschen Capital, deutscher Materialien und eines deutschen Gehilgen und Betriebsleiters bedienen wird. Noch 1914 soll mit dem Bahnbau begonnen werden. Die Bahnen Schantung, also die deutsche Schantungbahn und die chinesische Staatsbahn Tientsin-Pufau nebst den neuen Linien, werden in freundschaftlicher Weise ihre Tarife vereinbaren und ausgleichen. Auf diese Weise soll eine gemeinsame Arbeit aller Bahnen an der Erleichterung der in Betracht kommenden Provinzen gesichert werden. Der Kapitalbedarf für beide Bahnen wird, wie schon gemeldet, auf 70 bis 80 Millionen geschätzt.

Mexiko.

Tampico eingeschlossen. Die Aufständischen halten nach den letzten Meldungen Tampico ena umschlossen. Ein regelrechter Angriff wird in Kürze erwartet. Das Gefecht, über das bereits berichtet wurde, war ein kleineres Scharmügel, das in einiger Entfernung von Tampico geliefert wurde.

Angenehme Feiertage. Die Regierung hat den Vorschlag der Bankiers, in der Nationalbank einen Garantiensatz niederzulegen, abgelehnt. Ein Dekret Queros bestimmt statt dessen jeden Tag bis zum Jahresabschluss als einen gesetzlichen Feiertag, um dem Run auf die hiesigen Banken, besonders auf die Bank von London und Mexiko einzuschranken. Nach Bekanntgabe des Dekrets wurden die Bank von London und Mexiko wieder eröffnet; sie zahlten jedoch keine Depositen aus.

Politisches aus der Provinz.

Liberaler Versammlung. Eine über alles Erwarten gut besuchte liberale Versammlung fand am Freitag, den 19. c. in Grünhaus, Kreis Gumbinnen, statt. 60-70 Zuhörer hatten sich aus dem Orte und

Telemachs Brauffahrt.

Eine griechische Geschichte.
Von Ewald Gerhard Seeliger, Nebel i. S.

(Nachdruck verboten.)

Als Odysseus sein Haus von den Freiern geplündert hatte, legte er sich nieder und erzählte Penelope, seiner Gemahlin, die am unermesslichen Weibstuhle lag, und Telemachos, seinem Sohne, den sie in seiner zwanzigjährigen Abwesenheit erzogen hatte, seine höchst verwunderlichen Erlebnisse. Auch Cumäos, der männerbeherrschende Seeherr, durfte zuhören, da es sich inzwischen herausgestellt hatte, daß er aus königlichem Geblüt war. Denn zu jener glücklichen Zeit waren die Könige nicht so rar wie heute.

Und Odysseus berichtete von den Lotophagen, die nichts als Lotus essen, von Polyphem, den er blindete, von dem Windstich der Aeolus, von den selbsthätigen wilden Kästgenen, die elf seiner Schiffe vertilgten, von Rixte, der südländischen Zauberin, die seine Gefährten in Schweine verwandelte, von der grenzenlos schauerlichen Fahrt zum Okeanos, wo er am Eingang der Unterwelt die Toten betragte, von den männerlusternen Sirenen, von der schreckensvollen Enge zwischen der Scylla und der Charybdis, von den heiligen Sonnenherden auf Ithaka, an denen sich seine hungrigen Genossen freilich vergriffen, von der Scheiterung seines letzten Schiffes und seiner Rettung zu Kalypso.

All diese unglaublichen Dinge erzählte er, ohne mit der Wimper zu zucken, daß Telemachos die kalten Schauer den Rücken hinabließen, daß sich des braven Cumäos' graues Haupthaar nach allen Windrichtungen sträubte, und daß sogar Penelope ihr Weben für eine kurze Zeit unterbrach.

Drei Tage lang erzählte Odysseus seine Irrfahrten, ließ Plagen und Strafen in ungeahnter Wucht auf sich herabregnen, schalt kräftig auf Poseidon, mit dessen Horn er die Abenteurer verband, bis ihn ein freundlicheres Gesicht an die Gestirne der Phäakeninsel Scheria warf. Da endlich atmeten Telemachos und Cumäos erleichtert auf, während sich Penelope wieder ihrem Weibstuhle zuwandte.

Nun kam Telemachos zu Nausikaa, die den Schiffbrüchigen beileidet und ihm den Weg zu ihrem würdigen, königlichen Vater Alkinoos gewiesen hatte, der das leuchtende Vorküstenland in Milde und Weisheit beherrschte. In ihr vereinigte sich der Reiz aller Göttinnen. Und er lobte seine Mutterin so sehr, daß sich Penelopes Stirn umwölkte. Aber vom Weben ließ sie trostlos nicht.

Telemachos Augen aber glänzten.

„Vater!“ rief er begeistert. „Die nehme ich zur Frau oder feine!“ „Gerrlich! leuchte Penelope und schlang einen besonders kunstvollen Anreiz ins Gemebe. „Wenn Dein Vater sie also preist, dann ist sie Deiner würdig.“

Und Cumäos nickte dazu. „Würdig?“ fragte Odysseus und griff sich an den Hals, als sei ihm etwas in die unrechte Kehle gekommen. „Würdig ist sie Deiner, mein Sohn Telemach. Allein Du kommst zu spät. Als ich Scheria verließ, rüstete man ihr bereits das Hochzeitsfest. Der jüngste Sohn des Königs von Paphlagonien hat sie bereits heimgeführt. Schlag sie Dir nur aus dem Sinn! Ich habe für Dich Pshidra bestimmt, die älteste Tochter meines Waffenbruders Diomedes in Argos. Wir haben es schon vor Treja miteinander ausgemacht. Sobald der Winter vorüber ist, rüste ich Dir ein Schiff, auf das Du sie heimfährst und Diomedes berichtet, daß ich glücklich heimgekehrt bin. Cumäos wird Dich begleiten.“

Als die Frühlingstürme verhaucht waren, gingen Telemachos und Cumäos in See, um nach Argos zu schiffen. Klügliche Männer aus Ithaka schwangen die eichenen Riemen, das Schiff nach Süden hinzutreiben. Am sichtbaren Mast spannten sich die beiden weißschimmernden tiefgelblichen Segel zwischen den gestochenen Riemen. Frisch wehte der Nordwind hinter ihnen drein.

Telemachos und Cumäos saßen auf der hintersten Bank, regierten abwechselnd das Steueruder und sprachen von Pshidra, der ältesten Tochter des Diomedes.

Am andern Abend aber sprang der Wind nach Osten um und erweckte geschwind zum Sturm, gegen den die eichenen Riemen und die Rüste der Männer, die sie schwangen, machtlos waren.

„Poseidon ist uns entgegen!“ rief Cumäos und legte als frommer Grieche das Ruder herum, damit des Gottes Wille geschehe.

Also fuhren sie, da der Sturm mit gleicher Stärke anhält, drei Tage lang nach Westen. Endlich blies er sanfter daher, daß Telemachos, der diesmal das Ruder führte, nach dem Willen des Vaters das Schiff wieder nach Süden lenkte. Allein in demselben Augenblicke wuchs der Wind wiederum zum Sturm an und drohte, das Schiff zu zerbrechen. Solches geschah zu dreien Malen.

„Nahren wir also nach Scheria zu den Phäaken!“ sprach der, und brachte das Schiff wieder nach Westen.

„Liegt Scheria nach dieser Richtung?“ forschte Telemachos verwundert.

„Sieben Tage sind die gastfreundlichen Leute mit Deinem Vater nach Osten gefahren.“ erwiderte der bedächtige Cumäos, „also müssen wir, wenn wir sieben Tage unablässig nach Westen schiffen, eben dahin kommen.“

Allein der Wind blieb ihnen gütig, also daß sie schon am sechsten Mittag die Küste erreichten. Es war aber die Gegend bei der Stadt Sphariss in Unteritalien, wo griechische Kolonisten friedlich zwischen den eingeborenen Barbaren wohnten. Sanftgehügel, grün und lieblich war das Ufer. Nicht weit von ihrem Kurie zog ein Fischer an seinem reichgefüllten Netz.

„Scheria?“ schrie Cumäos durch die gekrümmten Hände zu ihm hinüber.

„Scheria?“ schrie der Fischer zurück und wies mit dem Daumen die Küste hinunter.

„Alkinoos?“ schrie Cumäos.

Der Schiffer nickte und streckte den Daumen.

„Nausikaa?“ fragte Telemachos, als sie dicht bei ihm vorüberstrichen.

Jetzt begnügte sich der Fischer damit, alle fünf Finger nach derselben Richtung zu spreizen.

Gegen Abend lagen sie am Ufer eine Stadt und stiegen zum Hafen, wo schon viele andere Schiffe lagen. Es war aber eine sehr kleine, winzige Insel, an der sie anlegten, die mit Sphariss, der Stadt, durch eine kleine Bogenbrücke verbunden war. Auf dieser Insel stand ein einziges Haus, und das war eine Schenke.

Telemachos sprang zuerst vom Bord, um sich nach dem Wege zum Palast des Königs der Phäaken zu erkundigen. Er fragte diesen und jenen im Hafengewühl, aber er erhielt keine befriedigende Antwort. Die Seelen verstanden nicht die Mundart von Ithaka. Da endlich fand er unter dem bunten, wehenden Leinwandseile, das den Eingang der Schenke gegen die stehenden Sonnenstrahlen beschützte, einen dickgehäuteten, laßköpfigen, langgebärteten Mann sitzen, der vor sich einen großen Krug und einen Holzbecher stehen hatte, und sich den Wein ungemischt einflößte wie ein Barbar. Dieser Mann machte ein sehr vertrauenswürdiges Gesicht, und Telemachos fragte ihn.

„Alkinoos?“ schmunzelte der Schmeerbauch. „Du stehst vor ihm, junger Fremdling. Ich bin Alkinoos, der König von Scheria. Tritt ein und laß Dich. Nausikaa wird Dir ungemischten Wein kredenzen. So Du ihn aber nicht verträgst, trinke lieber gemischten.“

„Nausikaa?“ fragte Telemachos entsetzt.

„Da trat sie selbst in die Tür. Und als Telemachos sie ansah, verging sofort sein Entsetzen. Sie hatte die Gestalt und die Haltung einer Königsstodter. Und auch ihre blauen Augen ruhten mit Wohlgefallen auf dem Fremdling.“

„Er sieht aus wie Odysseus!“ sprach sie zum Vater. „Nur jünger und schlanker.“